

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 28.

Dienstag, 3. Februar.

1931.

Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

3.

Kapitän Mertens besaß aus langjähriger Übung eine namhafte Gewandtheit, aus seinen Passagieren unauffällig und unausdrücklich ihre Lebensumstände herauszufragen. Als Frau Ellen Winterfest sich mit leisem Kopfnicken von der Tischgesellschaft verabschiedete, um sich zur Nachmittagsruhe in ihre Kabine zurückzuziehen, wußte er: diese stattliche junge Frau, die schon die ersten Stufen der Ruhmesleiter hinter sich hatte, trug schwer an einem Schicksal, das sie für Annäherungen der Männerwelt unzugänglich machte. Er selber möchte sich als ihren Kavaller betrachten dürfen — er, Jens Mertens, der Silberbräutigam und Vater eines angehenden Seemannes. Er war schon als Vorbild für seine Untergebenen verpflichtet, seine Verehrung für das zarte Geschlecht nur innerhalb der Schranken strengster Legitimität zu betätigen. Ein kleines Herzenserlebnis gehörte nun einmal zu seinem Reisetomfort. Er war mit der Wahl des Oberstewards äußerst zufrieden.

Freilich blieb Herrn Mertens bei solchem freundschaftlichen Spiel die Qual der Eifersucht selten erspart. Er hatte in der Ausnutzung der sich bietenden Gelegenheit keine freie Hand, war seinen Rivalen gegenüber immer im Hintertreffen. Diesmal glaubte er eines Monopols sicher sein zu dürfen. Eine Frau, die solche Kämpfe hinter sich hat, ist ein gebranntes Kind. Dabei lauerte unzweifelhaft Gefahr. Dieser Baron mit dem slawischen Namen und der unnachahmlich echten Haltung des osteuropäischen Junkertums war scharf herangezogen — ohne offenbar den leichtesten Eindruck zu erzielen. Im Gegenteil — die Sängerin schien die allzu hümmische Annäherung übel vermerkt zu haben. Während der zweiten Hälfte dieses ersten Beisammenseins hatte sie sich fast nur noch dem beglückten Tischpräsidenten zugekehrt.

Als Ellen unter die seidene Steppdecke schlüpfte, empfand sie eine dumpfe, matte Bangigkeit — sehr fern jener behaglichen Erschlaffung, aus der sie sich vor anderthalb Stunden losgerissen. Dieser Herr von Wilczel besitzt alle Vorzüge, welche Ellen einst an Ulrich von Kellinghusen gekettet haben. Er hat Rasse, alte Kultur der Form, e. scheint Vornehmheit des Herzens zu besitzen. Das alles hat Ellen an Ulrich geliebt. Herr von Wilczel hat mehr — hat gerade die Eigenschaften, die jener vermissen ließ —, an deren Fehlen die Ehe schließlich zusammengebrochen ist. Er hat Geist, Geschmack, Wissen.

No immer Ellen während des kurzen Tischgeplauders „antippte“, da zeigte ihr Nachbar sich gründlich interessiert und urteilsficher. Wenn Ellen sich schließlich von ihm zurückgezogen und den treuherzigen Ausforschungsvorhaben des Kapitäns überlassen hat — geschah es in aufdämmernder Angst vor neuen Seelenstürmen.

Nein, sie will nicht. Sie ist noch viel zu wund, verbraucht, zerrüttet, um für ein Erlebnis empfänglich zu sein — und wär's auch nur ein Bordflirt von acht Tagen.

Während Frau Ellen sich vom Kriegsschauplatz des unentrinnbaren Augen- und Herzensgeplänkels einstellte in ihren bombastischen Unterstand gerettet hat, prasselt das ganze Promenadenbündel vom Kleingewehr-

feuer der ersten Patrouillengefächte. Der Kapitänsstisch hat sich in Gruppen und Paare aufgelöst. Die beiden unternehmungslustigen Amerikanerinnen sind seit fast einem Jahre durch alle Glanzstätten des europäischen Gesellschaftsbetriebes geirlattert. Ihr Latendurst und Erlebnis hunger sind längst nicht gestillt. Miß Emerentia O'Donnell wird in weniger als vierzehn Tagen wieder in die streng kirchliche Atmosphäre der katholischen Kreise der Stadt des heiligen Ludwig zurückkehren müssen. Miß Edith Vaughan entstammt dem charaktervollen Puritanismus der Mayflower-Aristokratie Bostons. Es gilt den letzten Nachglanz der Reisefreiheit festzuhalten und auszukosten. Den Doktor Müller empfiehlt sein glänzendes Englisch und sein frecher Humor. Aber der schöne Schauspieler ist ein heißer Favorit. Die Damen kannten sein stolzes Römerprofil, seine lässige Geschmeidigkeit aus den großen deutschen Filmen, die sie in Wien und Berlin bewundert haben. Das Biergespann hat seine Liegestühle aus der Lasterhalle des Promenadenbündels herausziehen lassen. Oben hoch auf dem Sportdeck ist eine verschwiegene, vor Sicht geschützte Ecke entdeckt worden: hier hat man sich angebaut. Des Lachens und Schäkerns ist kein Ende.

Ein Steward mit einem silbernen Tablett tritt an Mister Hutchinson heran, um ihm einen Brief zu überreichen, der die energischen Züge einer ausgeschriebenen, unverkennbar weiblichen Hand zeigt. Mister James ist im Wettstreit mit dem Generalmusikdirektor Professor Doktor h. c. Ignaz Richter aus Wien um die Gunst der Missis Levisohn bemüht. Herr Richter aus Kunstpolitischen, Mister James aus geschäftlichen Erwägungen heraus. Es ist zu begreifen, daß er die Störung nicht übermäßig gnädig aufnimmt. Auch die Handschrift nicht wiedererkennt — obwohl er vor fünfzehn Jahren manchen Umschlag mit diesen Zügen geöffnet hat. Er reißt das Kuvert fast achtlos auf, sucht nach der Unterschrift — auch die ist seinem Gedächtnis entfallen. Endlich dämmert es — ach Himmel, die stramme Nemändä — Nemändä Schölze vom Telegraphen-Office — long, long ago — und die wäre an Bord? Ach so, braucht natürlich Geld. Sollst du haben, Kind, warst ein guter Kamerad, der ohne das übliche Lamento aus meinem Leben zu verschwinden wußte — und niemals die Geschmacklosigkeit beging, durch „Nachliquidationen“ ihr Andenken zu trüben.

Aber nein — es geht anscheinend um etwas ganz anderes. Mister James tritt an die Kelling. — Tütütü — schnurrige Angelegenheit. Ein Radiogramm — zufällig abgehört? Der Wortlaut ist ein Gallimathias, aber mit irgendwelchem ersten Hintergrund... In der Übertragung noch phantastischer:

„monocle strikingly elegant expert in languages booked hotel Frankfurtmain banker alsons löhmann watches passengers designs eventually suspected ones to New York harbours police for imprisonment reward for seizure with spoil 20 000 without 6000 polizeipräsidium...“

Herr Hutchinson überlas diesen Unsinn zwei-, dreimal. Erfasste sofort, daß hier eine gröbliche Entstellung vorliegen müsse. Daß andererseits irgendwie Wirklichkeit zugrunde liegen dürfte... Die Sensationslust,

der Drang zum Abenteuer steckt jedem Amerikaner im Blut. James Hutchinson fühlte sich gekitzelt, aufgestört. Die Ozeanfahrt, die er zweiduzendmal erlebte, bedeutete ihm nur Einförmigkeit, Lahmlegung seines Tätigkeitsbedürfnisses, Langeweile. Gesellschaftliches Geplänkel mit Damen der eigenen Kreise bot ihm keine Reize mehr — hier winkte Zerstreuung.

Schon sah er im Schreibzimmer.

„Meine liebe Amanda!

Gerne erinnere auch ich mich usw. Das Radio ist in Übersetzung unverständlich. Schicken Sie mir den deutschen Text. Leider besteht auf diesem Schiffe Verkehrsverbot von Klasse zu Klasse. Vielleicht drücke ich eine Ausnahme durch. Sonst sehe ich Sie am Pier in N. Y.“

Eine Viertelstunde später hielt er den deutschen Wortlaut in Händen. Er war seiner Sprachkenntnisse nicht sicher genug, um sich zuzutrauen, dieser offenbar ebenfalls entstellten Fassung einen Sinn abzuladen. Soviel schien klar: es war irgend jemand an Bord, der beobachtet und eventuell verhaftet werden sollte. Kennzeichen Monotel, auffallende Eleganz und Sprachgewandtheit. Bishen dünn — aber wozu hat man Indianerblut in den Adern?

Hutchinson beschloß zunächst, den Kapitän auszuholen. Zu dieser Sonntagnachmittags-Teezeit, bei glatter Fahrt, würde der zweifellos auf dem Promenadendeck zu treffen sein. Richtig — da blinkte die weiße Mütze, flimmerte die vierfache Ärmelkresse. Er hatte Fräulein Frömmel aufgestöbert. Die trudelte einstweilen ziemlich verlassen und verloren, trotz ihres reizenden, schmachtenden Girgisichtchens und ihrer phänomenalen Figur, durch diese Ansammlung von Vertretern einer Klasse, mit der sie bisher nur in äußerst inoffizielle Berührung getreten war. Jens Mertens fühlte sich verpflichtet, sich der schönen Heimatlosen väterlich anzunehmen.

Ohne ihre Gegenwart zu beachten, fragte Hutchinson:

„Haben Sie bemerkt, lieber Cappy, daß unter den Jahrgärten diesmal merkwürdig viel Monotelträger vorhanden sind?“

Mertens stutze sichtlich. „Nein, General, das kann ich eigentlich nicht sagen.“

„Auch finde ich, daß Ihre sämtlichen Landsleute, die an unserm Tisch sitzen, hervorragend sprachgewandt sind. Ihr Deutsche macht seit dem Krieg in dieser Beziehung rasende Fortschritte.“

Der Kapitän stutze abermals. „Nun ja —“, sagte er zögernd und offenbar bemüht, mit einer Überraschung fertig zu werden, „die Existenzbedingungen in Deutschland werden eben immer härter —“

Hutchinson, gewohnt, aufs Ganze zu gehen, spielte seinen letzten Trumpf aus. „Das merkt man unsern deutschen Mitpassagieren nicht an. Ich finde, sie sind durch die Bant geradezu auffallend elegant.“

Der Kapitän stutze zum drittenmal. Hutchinson wußte genug. Das bewußte Radiogramm war also nicht durch irgendeinen Zufall aus dem Aether aufgegriffen worden — es war an die Schiffsleitung der „Chicago“ gerichtet — hatte sie erreicht. Kapitän Mertens war nebenamtlich auf dem Kriegspfad.

Das war in doppelter Hinsicht interessant. Man würde den Kabineenschlüssel künftig nicht mehr stecken lassen dürfen. Die Verträge mit dem deutschen Automobilkonzern würden in den Händen eines normalen Abenteurers einen beträchtlichen Wert darstellen. Die Konkurrenz würde für die Kenntnis ihres Inhalts Zehntausende bieten.

Fast gleich wichtig war das sportliche Interesse der Nachricht. Einen Menschen, der einen Raub begangen hatte, für dessen Entdeckung die notgedrungen sparsamen Deutschen fünftausend Dollar ausloben — das gäbe eine Kopfzeile für die „New York Times“ . . .

„Mister Hutchinson, G. M. Company. Seizes On Board Of German Steamer Millions Thief.“

Mit der ganzen landesüblichen Formlosigkeit des Amerikaners ließ Hutchinson den Kapitän und seine

kleine Schönheit stehen und trudelte die Keling entlang, um nachzudenken.

Ein magerer Herr mit goldener Brille und strengen Gesichtszügen durchmustert mit dem Ausdruck ärgerlicher Hilflosigkeit einen soeben dem Umschlag entnommenen Brief.

Herr Ministerialrat Mühlmann richtet sich mühsam aus seinen Decken auf, späht erregt umher. Steuert mit rudelnden Armen und flatternden Paletotschößen auf den Kapitän zu. Zieht zeremoniell seine schiffleinene Stimmzettel, nennt seinen Namen, bittet, ihn der Dame vorzustellen.

„Eine Frage, Herr Kapitän — die ich nicht als Mangel an Vertrauen aufzufassen bitte. Muß man an Bord Ihres Schiffes sehr sorgfältig darauf achten, daß man seine Kabine verschlossen hält?“

Der Kapitän stutze abermals.

„Ich verstehe nicht recht, Herr Ministerialrat . . . Unsere Stewards sind unbedingt zuverlässig.“

„Das bezweifle ich nicht. Aber — kommt es nicht vor, daß sich — hm — unter den Passagieren — verbrecherische Elemente befinden —, vor denen man auf der Hut sein müßte —?“

Herr Mertens stutze dermaßen heftig, daß Herr Mühlmann seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt findet. Kein Zweifel — Lügde ist — und durch ihn nun auch er, sein Chef — Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses. Und um dieses dunkle Rätsel weiß — der Kapitän.

„Nun, ich muß sagen, Herr Ministerialrat“, stammelt der Kapitän, „ich bin durch Ihre Frage — einigermaßen überrascht.“

„Das glaube ich bemerkt zu haben“, bekennet Herr Mühlmann. Was des Kapitäns Befangenheit verdoppelt.

„Herr Ministerialrat, Sie werden ohne weiteres verstehen, daß eine solche Möglichkeit — unter fünfzehnhundert Passagieren! — trotz der bekannten Sorgfalt der Gesellschaft bei Prüfung der Legittimationspapiere nie ganz ausgeschlossen ist.“

„Ich verstehe — ich verstehe.“

„Darf ich eine Gegenfrage stellen, Herr Ministerialrat? Wie — kommen Sie zu dieser seltsamen Anfrage? Ich bin seit achtzehn Jahren Schiffskapitän — ich höre sie heute zum ersten Male.“

Nun ist die Befangenheit an Herrn Mühlmann. „Hm — ich lese gerade — einen furchtbar spannenden Kriminalroman . . . Das hat mich ein bißchen aufgeregt — Sie begreifen . . . Also Sie meinen, Vorlicht kann nie schaden. Danke schön, Herr Kapitän, verzeihen Sie die Anfrage. Empfehle mich, mein gnädiges Fräulein.“

Dem Kapitän bleibt ein paar Minuten lang die Sprache weg. Was ist da passiert? Irgend etwas — stimmt nicht. Wäre's möglich, daß unter den Passagieren — ein Gerücht aufgekomen wäre —? Der Obersteward? Ausgeschlossen. Der junge Junker? Ein Neuling der „Chicago“ — bisher nur auf Frachtdampfern der Gesellschaft, die auch Personenbeförderung nebenbei betreiben . . .

Fünf Minuten später steht des Kapitäns mächtige Figur im Rahmen der schmalen Tür, die zum weltumspannenden Gehör und Munde der „Chicago“ führt.

„Junger Mann, haben Sie geschwacht?“

Der Junker ist aufgeschreckt. „Wie — meinen Herr Kapitän?“

Die Sache mit dem Funkpruch wegen des Juwelendiebes, na, Sie wissen doch, muß rausgekommen sein . . .

„Durch mich nicht, Herr Kapitän. Ehrenwort . . .“

Der brave Junge hat Tränen der Erregung in den Augen.

Kopfschüttelnd läßt der Kapitän sich wieder aufs Promenadendeck hinunterkriechen. Unheimlich, denkt er, unheimlich . . . Dabei kann man die Herren nicht mal stellen . . . Sonst wird der Klamauk nur noch toller . . .

(Fortsetzung folgt.)

Fasching ohne Geld.

Von Helene Schede.

„Was fehlt Ihnen noch zu Fastelabend?“ fragt eine Kölner Firma, in deren Auslagen der Karneval seinen ganzen Farbenrausch entfaltet.

„Was fehlt?“ Geld — weiter nichts! Aber es ist sehr viel. Im Licht von hundert Sonnen loden die Geschäfte zum Kauf. Schillernde, von Sternen übersäte Gewebe fallen in leichten Kashtaden, verteilen sich zu irrisierenden Fächern, hängen breit, wie Wollenbänder, von der Decke. Deren flammen, Amore schießen ihre Pfeile ab, bunte Papier-schlangen winden sich um phantastische Kopfbedeckungen, Orden und Abzeichen. Dazwischen leuchtet das magische Wort: Preisabbau! Für ein paar Mark hat man sein Kostüm, wird als roter oder blauer Funke, als Filmheld und Troubadour den Alltag versinken lassen, den Kinderwagen, die Schreibmaschine, Nadeln, Faden zurücklassen und eine berückende Spanierin, eine Pustschöne, eine liebeskundige Baladere sein.

Aus den Lautsprechern an den Straßenenden tönen die Karnevalslieder: „Vom treuen Yusuf“, „Von der Einen, die vom Rheine, alles in Ekstase bringt“, „Chausseure, Zeitungsträger, Eiltadler, liegende Händler, Straßenjungen summen den neuesten Schlager: „Wie küßt die Wösch (der Spah), die Wösch, die Wösch bei uns en de Köch“. Orgelmänner drehen, Musikanten geleiten ihn. Die Konditoreien bringen auf Torten in zärtlichem Zuderguß die Textillustration, die arme, asthmatische Frau Palm, deren „Pieß verstopft ist“, den Säugling, „da einen Kügel haben muh“ und die Küche mit dem himmelblauen Kaffeetopf, auf dem die Wösch sitzt.

Geschäfte, die nichts mit dem Karneval zu tun haben, nehmen den lebenswürdigen Prinzen zu Hilfe, um ihre Ware an den Mann, oder vielmehr an die Frau zu bringen. Das biedere Vorstadtlädchen gefällt sich in mondänen Allüren, in sinnenden Pierrots und launigen Darlekens. Ein bunter Konfettiregen fällt über Damenhemden und Filz-pantoffeln. Roter Tarlatan erglüht hinter Rocktöpfen und Mehlsäcken. Reißeriedern von ungeheurem Umfang wachsen aus Maniküren und Zahnbürsten, und Halsstrafen, die von weißen Frauennäcken träumen, legen sich sanft um Dosen von Bohnerwachs und Schubercreme.

Doch, was nützen die Lockungen? Es bleibt ein Fasching ohne Geld. Die alten Karnevalsgeellschaften, die pünktlich am ersten vom ersten in verschwiegene Gasthäusern, „Im fissen Kunibert“, „Em ledere Dröppche“, in der „Kloof“ tagen, um beim Hammchenessen und eisklaren Glas Kölsch seine Tollkühn den Prinzen Karneval aus der Taufe zu heben, fanden sich leeren Kassen gegenüber. Die reichen Gönner, die für ihre Leistungen prunkvolle Halsbandorden und vielzählige Sterne erhalten, kann man mit der Laterne suchen. Selten ist den Heerführern der Kampf der Freude gegen die Erzfeinde Griesgram, Reibhart und Muderium so schwer geworden wie in diesem Winter, wo Not, Abbau, Arbeitslosigkeit wie graue Gespenster vor den Türen Hunderttausender lauern. Die Stadtverwaltung hat den Rosenmontagszug verboten. Kein junger, sieghafter Freuden-gott wird im Wehen der Fahnen und Bänder durch die Altstadt fahren und aus nie sich erschöpfenden Körben Blumen und Süßigkeiten unter die jubelnde Menge werfen. Es gibt kein „Aluka-Muka“ auf der Straße. Man wird hinter abgeschlossen Türen feiern müssen.

Hier freilich darf man sich austoben. Flammende Plakate laden zu Sitzungen und Bällen ein. Feste unter Paradiesvögeln und Feste mit rotbefrachten Teufeln. Bälle, wo man sehr viel, und Bälle, wo man sehr wenig anhat. Bälle am Äquator und andere in der Unterwelt. Man kommt den Besuchern die heute mit Mark und Pfennigen rechnen müssen, so gut es geht, entgegen. Die Eintrittskarten werden herabgesetzt. Die Wirte schenken billige Weine aus. Man kann mit 2.50 M. in der Tasche ein feiner Kavaliere sein und sein Herz hundertmal verlieren. Der Kölner ist nicht umzubringen. Schließlich steigt doch aus den Beghern die alles bestiegende Freude. Es gibt keine Unmöglichkeiten mehr. Man verzinkt die Sorgen und läßt den Herrgott walten. Alaa! Köln! Und wenn der Beutel leer ist, versteht man alles, was nicht niets und nagelst ist. Wozu ist ein Leihhaus da? Wäsche, Kleider, Betten sogar müssen herhalten. Wenn man nur tanzen kann! In der Zee, im Zoo, in kleinen Weintneipen und vornehmen Hotel, im alten, finstern und jetzt von tausend Dächern glühenden Gürzenich. Seide knistert, Farben flammen. Musik spielt. Aber wiegel-blankem Parlett wirbeln die verliebten Paare. Man tollt die ganze Nacht, und erst im Morgengrauen findet man sich mit andern „Bettsonnern“ auf der Straße wieder.

Infognito-Anekdoten.

Von Kantig.

Nottschild als Dr. Goldschmidt.

Baron Nottschild, der in Wien lebte, war müde von geschäftlicher Arbeit; aber noch müder war er von den vielen Belästigungen der Bettler und Schnorrer, die ihn zu Hunderten in seinem Bankgeschäft aufsuchten. Um sich ein wenig auszuruhen, fuhr er nach Salzburg. Hier suchte er ein bescheidenes, bürgerliches Hotel aus und schrieb sich mit einem falschen Namen ins Fremdenbuch ein, und zwar als Dr. Goldschmidt, Arzt in Prag.

Kaum hatte er seine Koffer ausgepackt, da erschien beim Portier ein alter Mann.

„Ich suche einen Herrn Dr. Goldschmidt“, sagte der Alte zum Portier.

Der Besucher wurde ins Zimmer „Dr. Goldschmidt“ geführt. „Guten Tag, Herr Dr. Goldschmidt! Ich bin schon sehr alt und habe fünf Kinder und sechzehn Enkel. Ich lebe in sehr großer Not. Bitte, helfen Sie mir! Ich brauche zehn Gulden!“

Nottschild schaute sich den alten Mann an und stellte während fest, daß derselbe Mann ihn gestern im Bankhaus in Wien um zwanzig Gulden angepöpselt hatte.

Nottschild wurde ärgerlich und enthüllte sein Infognito, indem er ironisch sagte:

„Wie ich weiß, habe ich Ihnen doch erst gestern zwanzig Gulden gegeben!“

„Ja! Das war aber Nottschild! Von Herrn Dr. Goldschmidt habe ich noch nichts bekommen!“

Nottschild lachte aus vollem Herzen über diese Frechheit und gab dem alten Mann — dreißig Gulden.

Eduard und Alfons.

Eduard VII. weilte nicht nur als „Prince of Wales“, sondern auch als englischer König einmal infognito in Paris. In dem Hotel, wo er unter dem falschen Namen „Graf Benaghty“ wohnte, erschien eines Tages der junge spanische König Alfons VIII., der in das Fremdenbuch den Namen „Valentino, Kaufmann aus Barcelona“ einschrieb.

Natürlich wußte ein jeder im Hotel, wer die Herrschaften in Wirklichkeit waren. Eduard VII. lachte selbst darüber, als er Alfons VIII. „infognito“ auf dem Hotelgang erblickte. Gemütlich ging der englische König auf ihn zu und sagte:

„Darf ich mich vorstellen? Graf Benaghty ist mein Name!“

„Sehr angenehm“, erwiderte Alfons VIII. „Valentino bin ich, Kaufmann aus Barcelona.“

In diesem Augenblick trat plötzlich ein bider Herr, der das Zwiegespräch gehört hatte, an die beiden Herren heran und sagte: „Wenn schon zwei Könige so nett beieinander leben, darf ich mich vielleicht auch vorstellen? Ich bin nämlich ohne Infognito der österreichische Kaiser!“

Die beiden glaubten einen Wahnsinnigen vor sich zu haben. „Bitte nicht erschrecken“, beruhigte sie der Fremde. „Ich bin kein Narr, ich bin wirklich ein Österreicher. Und mein Name ist wirklich Kaiser. Adolf Kaiser aus Wien. Ohne Scherz und ohne Infognito.“

Nodefeller und der Räuber.

Nodefeller, der schweizerische Dollarkönig, der sonst die größte Einsamkeit liebt, reiste einmal wegen einer Nervenerkrankung in den größten Weltbadeort, um eine bunte Menschenmenge und geräuschvolle Unterhaltung zu finden. Seine Ärzte hatten ihm geraten, sich infognito unter das bürgerliche Volk zu mischen und zu vergessen, daß er Herrscher von Geld und Gold war. Er sollte also wie ein bescheidener Bürger leben, damit seine Nerven sich beruhigten.

Im Hotel meldete sich Nodefeller als „J. Smith, Rechtsanwalt, Chicago“, an.

Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft wußte jeder, wer der neue Badegast in Wirklichkeit war. Nur Nodefeller wußte nicht, daß sie ihn alle kannten. Wochenlang lebte er infognito glücklich, bis eines Tages ein trauriger Zwischenfall plötzlich sein Glück störte. Er spazierte einmal ganz allein im Walde in der Gegend des Seebades, als plötzlich ein Räuber mit vorgehaltenem Revolver vor ihm auftauchte und rief:

„Herr Smith! Ich bitte Sie höflichst, übergeben Sie mir die Geldtasche von Nodefeller!“

Scherz und Spott

Sie hat immer recht. Wenn du nicht so lange mit deiner Toilette verbracht hättest, hätten wir noch den Zug erreicht“, meinte er vorwurfsvoll. — „Ja“, erwiderte sie abweisend, „und wenn du mich nicht so furchtbar gedrängt hättest, dann brauchten wir nicht so lange auf den nächsten zu warten.“



Freundlichkeit.

Der Schlüssel zum erprießlichen Zusammenleben.

Wir sind nicht allein in der Welt. Auf Schritt und Tritt kommen wir mit unseren Mitmenschen zusammen, wir brauchen sie so gut, wie sie uns brauchen. Irgendwie müssen wir uns immer in die Gemeinschaft einfügen, irgendwie haben wir immer mit anderen Menschen zu tun, müssen wir mit ihnen auskommen und fertig werden.

Das gilt auch für die Hausfrau. Gerade sie ist ja eigentlich in ihrem ganzen Leben nie allein; immer sind da Menschen um sie herum, Mann, Kinder, Verwandte, Hilfskräfte. Auch sie muß sich auf das Leben mit und in einer Gemeinschaft einstellen.

Es gibt Frauen, die ein natürliches Talent dafür besitzen, mit ihrer Umgebung fertig zu werden. Ihr Mann, ihre Kinder vergöttern sie, mit den Verwandten stehen sie sich glänzend, mit der Nachbarschaft kommen sie gut aus, ihre Angestellten sind fleißig und willig; kommen sie in einen Laden, werden sie gut und höflich bedient. Auch im Berufs- oder sonst im Gemeinschaftsleben sind diese Art Frauen beliebt, und es glückt ihnen alles. Es läßt sich leben mit ihnen, und deshalb sind sie auch überall wohlgehten.

Andere Frauen gibt es, die stoßen sich trotz allen guten Willens, trotz aller leidenschaftlichen Anstrengungen immer wieder an den kleinen und großen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens. Sie sind vielleicht herzensgut, aber sie geraten beständig in Konflikte mit ihrer Umgebung. Sie leiden selber am meisten darunter, aber sie sind auch eine rechte Plage für eben diese Umgebung! Welchem Manne gefällt es zum Beispiel, wenn er abends nach Hause kommt, von seiner Frau ein langes Klagesied zu hören über alles, was ihr am Tage schief gegangen ist, wie die Kinder ungezogen waren, die Haushilfe widerseßlich, die Nachbarin schnippisch, ungeschicklich oder gar feindselig usw.? Noch schlimmer ist es, wenn diese Frauen — wie es in dieser Zeit der Wohnungsnot so häufig der Fall ist — in engster Gemeinschaft mit einer anderen Familie zusammenleben müssen, vielleicht auf einem Flur, in einer Wohnung, in einer gemeinsamen Küche mit anderen Mietern oder mit den Schwiegereltern und anderen Verwandten. Da gibt es dann alle Tage Reibereien und Streitigkeiten, und es ist zu verstehen, wenn Mann und Kinder das sogenannte „Heim“ so viel wie möglich fliehen.

Woher kommt es nun, daß manche Frauen das Problem erprießlichen Zusammenlebens mit anderen so gut zu lösen verstehen und andere so schlecht? Ich will Ihnen das Zauberwortchen verraten, das hierbei eine Hauptrolle spielt! Es heißt: „Freundlichkeit!“ Freundlichkeit kostet nichts, nimmt keine Zeit in Anspruch, erfordert keine Kräfte — und doch ist Freundlichkeit der Schlüssel, der uns fast alle Türen öffnet, fast alle Wege ebnet, fast alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen hilft. Greifen wir einmal einige kleine Beispiele aus dem täglichen Leben heraus! Etwas dies: Mann und Kinder müssen früh aufstehen, in den Beruf, zur Schule. Wer weckt sie, sorgt für Ankleiden, erstes Frühstück, pünktliches Fortkommen usw.? Natürlich die Mutter. Sie kann dies nun auf zweierlei Weise besorgen. Sie kann mit Gepolter und Scheltworten ihre Ziel erreichen, dann fängt der Tag schon gleich mit Mißstimmung an. Oder sie treibt die Säumligen (denn meistens sind sie verschlafen und säumlig, das sei zugegeben) mit einem Scherzwort aus den Betten und gibt ihnen ein freundliches Abschiedswort mit auf den Weg. Dann freut sich jeder schon wieder auf das Nachhausekommen!

Der Tag geht weiter. Wir wollen annehmen, die „Stundenhilfe“ erscheint, vielleicht ein junges, noch unerfahrenes und wirklich nicht sehr begabtes Wesen. Wir alle kennen ja die Schwierigkeit, mit einer sogenannten Pseudoperle, auch „Leuchte“ genannt, fertig zu werden; und wir wissen auch, welche Nervenbeanspruchung das gerade für die Hausfrau bedeutet. Aber wenn wir sie gleich mit einer Flut von Vorschriften und Aufträgen empfangen, vielleicht auch gleich mit einem Vorwurf, warum sie so spät komme oder dergl., dann wird sich prompt ihr Gesicht verdünnen, sie wird unlustig, „bödi“ und macht erst recht alles verkehrt. Klingt aber unser Gutenmorgen freundlich, stellen wir unsere

„Perle“ mit einem Scherzwort zur Arbeit, machen sie zwar bestimmt, aber ruhig und freundlich auf Fehler oder Versäumnisse aufmerksam — siehe, dann geht alles mit einem Male vortrefflich!

Auch mit Nachbarn ist es so: Man braucht die Freundlichkeit nicht so zu übertreiben, daß man „intim“ miteinander wird. Dabei kommt nämlich auf die Dauer selten etwas Gutes heraus, und das Wort: „Jeder für sich, Guten Tag, Guten Abend, und damit Schluss!“, hat eine tiefe Berechtigung. Aber man kann sich mit einem freundlichen Wort und freundlicher Miene begrüßen, wünschen oder Türen öffnen usw., man kann sich in Freundlichkeit darüber verständigen, wer die Waschküche beansprucht und wer diese Woche daran ist, die Treppe zu reinigen, oder was sonst die häufigen zu Konflikten Anlaß gebenden kleinen Angelegenheiten des Zusammenlebens sind!

Man geht in einen Laden, man hat es eilig, und vor einem sind noch eine ganze Menge Kundinnen „dran“. Auch hier kann man es verschieden machen. Man kann mit hör- und sichtbarer Ungeduld über die „Bummelerei“ schelten und die vor einem stehende, schwer zum Entschluß kommende Käuferin mit bösen Blicken und mehr oder minder deutlichen Anspielungen bombardieren. Beliebter macht man sich nicht dadurch. Oder man kann mit freundlichem Lächeln sagen: „Ach, entschuldigen Sie, würden Sie mich nicht vorlassen? Es dauert nicht lange, und ich habe so wenig Zeit.“ Und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die freundliche Frage auch eine freundliche Antwort erhält. Gewiß, es kommt ja auch anders. Es kommt auch vor, daß man die schnippische Entgegnung erhält: „Das habe ich ja nicht nötig, meine Zeit ist auch knapp!“ oder dergl. Dann muß man erst recht die Freundlichkeit bewahren und denken: „Sieh da, hier haben wir es mit einer der fürs Gemeinschaftsleben Minderbegabten zu tun!“

Zugegeben, Freundlichkeit ist nicht immer leicht. Oft handelt es sich um unser „gutes Recht“, das wir zu beanspruchen haben, oft meinen wir, fordern zu dürfen und fühlen doch mit einer freundlichen Bitte viel weiter. Oft sind wir selber mißgestimmt, überarbeitet, abgehebt und fühlen wirklich nicht die Kraft in uns, noch Freundlichkeit zu verausgaben. Dies ist eine Frage des Willens und eines gewissen seelischen Trainings. Aber wir sollten wissen, daß Freundlichkeit sich immer lohnt! Nur muß sie uns natürlich auch von Herzen kommen, sie darf nicht kalter Berechnung entspringen, sondern muß aus gutem, aufrichtigen Herzen kommen. Liebe spiegelt sich in Liebe wieder, und die Freundlichkeit, die wir ausstrahlen, kehrt vervielfacht zu uns zurück. Daran laßt uns immer denken im Zusammenleben mit unseren Mitmenschen!

Käthe Brustat-Schneidermann.

Zeitschriften.

„Neue Hauswirtschaft.“ Eine Monatschrift für Reform des Hauswesens. (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.) Von dieser, von Frau Dr. Erna Meier begründeten Monatschrift liegt das Neujahrshft des 3. Jahrgangs vor, das u. a. auf die Bestrebungen, ein 9. Schuljahr für ausgesprochen wirtschaftliche, staatsbürgerliche und gesundheitliche Bildung einzuführen und auf ihre Bedeutung für die kommende Generation nachdrücklich hinweist. Im technischen Teil des Heftes wird erneut das Gebiet der großen Wäsche von verschiedenen Seiten behandelt. Einleuchtend sind auch die Vorschläge für ein Kochbuch in übersichtlicher Kartei- oder Listenform, bei der jede langweilige Beschreibung und Aufzählung vermieden wird, und nur die nötigen Zutaten und die Reihenfolge der Vorgänge aus Tabellen übersichtlich abzulesen sind.

„Mutter- und Kinderland.“ Ein monatlicher Ratgeber für Mütter und Kinderfreunde. (Safari-Verlag, Berlin W. 57.) Im Januarheft finden wir wieder eine Reihe interessanter Beiträge und fruchtbarer Abhandlungen, die sich in den Dienst einer zweckmäßigen, gesunden Kinderbehandlung stellen. Die Zeitschrift ist sich stets ihrer Aufgabe bewußt, praktischer Führer und Ratgeber zu sein und den Wirkungsfreis der Frau und Mutter in seiner ganzen Vielseitigkeit erschöpfend zu behandeln.